

Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 16. 7. 1939 | Nr. 29

„Der deutschen Zierde und letzte Hoffnung"

Vor 300 Jahren starb Herzog Bernhard von Weimar.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, einer der größten Feldherren der deutschen Geschichte, Heerführer im Dreißigjährigen Kriege, wurde am 16. August 1604 als der jüngste der elf Söhne Johann III. von Sachsen-Weimar geboren. Bereits im ersten Lebensjahre verlor er seinen Vater, im dreizehnten Jahre auch seine geistreiche Mutter, die Herzogin Dorothea Maria, die im Verein mit dem Historiker Hortleder seine Erziehung trefflich geleitet hatte. Bernhard studierte an der Universität Jena und widmete sich dann am Hofe seines Vetters, des Herzogs Johann Kasimir zu Coburg ritterlichen Übungen.

Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges nahm der achtzehnjährige Bernhard im Jahre 1622 an den Schlachten von Wiesloch und Wimpfen, ein Jahr später an dem blutigen Gefecht bei Stadtlohen teil, ging danach auf Reisen nach Holland und England, diente als Oberst unter Christian IV. von Dänemark, kämpfte jedoch alsbald wieder unter Friedrich Heinrich von Oranien vor Herzogenbusch im längsten deutschen Kriege mit.

Als Gustav Adolf von Schweden in Deutschland erschien, war Herzog Bernhard einer der ersten deutschen Fürsten, die sich ihm zuwandten. Er zeichnete sich in dem Treffen bei Werben am 28. Juli 1631 sa aus, daß ihn der König mit drei Reiterregimentern nach Hessen schickte. Danach zog Herzog Bernhard, den der Schwedenkönig zum Generalleutnant befördert hatte, nach siegreichen Streifzügen in Franken und Schwaben in das Lager von Nürnberg, wo er am 3. und 4. September 1632 an den Kämpfen gegen Wallenstein ruhmreichen Anteil nahm. In der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632, befehligte er den linken Flügel der Schweden, übernahm nach dem Tode des Königs das Kommando und behauptete, obgleich selbst schwer verwundet, schließlich als Sieger das Schlachtfeld.

Anfang 1633 übertrug ihm der schwedische Kanzler Oxenstjerna neben dem schwedischen General Horn den Befehl über die Armee. Herzog Bernhard nahm Bamberg, Kronach, Hochstädt und Eichstätt ein und erhielt von Oxenstjerna mit Zustimmung der oberdeutschen Stände das ihm schon von Gustav Adolf zugesicherte Herzogtum Franken als schwedisches Lehen.

Nach Niederschlagung einer gefährlichen Menterei rückte er an der Donau dem General Aldringer entgegen, der kaiserliche Truppen nach Schwaben führen wollte, Aldringer vermied aber jede Schlacht, und Herzog Bernhard zwang Regensburg durch eine furchtbare Beschießung am 14. November 1633 zur Kapitulation. Er drang hierauf in Bayern ein, führte mit Wallenstein die durch Schillers Drama bekannten Verhandlungen und machte nach der Ermordung des kaiserlichen Generalissimus einen vergeblichen Versuch dessen Truppen zu gewinnen. Um Nördlingen zu entsetzen, wagte Bernhard von Weimar, dem Widerspruch Horns zum Trotz, eine Schlacht mit dem weit stärkeren österreichischen Heer unter Gallas und König Ferdinand, erlitt aber am 6. September 1634 eine schwere Niederlage, durch welche ihm sein Herzogtum Franken verlorenging. Nur langsam konnte er eine neue Armee sammeln, mit der er vor der kaiserlichen Übermacht bis zum Rhein zurückweichen mußte.

Nach dem Allianzvertrage Schwedens mit Frankreich wurde Herzog Bernhard auch Oberbefehlsherr des französischen Hilfsheeres, hatte aber am Rhein keine militärischen Erfolge. Nach längeren Verhandlungen brachte er im Oktober 1635 den französischen Staatsmann Richelieu in St. Germain zu einem Vertrag, durch den ihm 4 Millionen Livres jährlicher Hilfsgelder zur Erhaltung eines Heeres von 12 000 Mann deutschen Fußvolks und 6000 Reitern nebst der nötigen Artillerie, sowie ein bedeutendes Jahresgehalt auf Lebenszeit und insgeheim die Landgrafschaft Elsaß mit der Ballei Hagenau zugesagt wurden. Er eroberte 1636, als ihm das Kriegsglück wieder hold wurde, Zabern im Elsaß und andere feste Plätze, hielt den mit einem Heer von 40 000 Mann in Frankreich eindringenden Gallas bei Dijon auf und besiegte endlich im Juni 1637 die Kaiserlichen unter Karl von Lothringen so entscheidend, daß ihm jetzt der Weg zum Rhein wieder offen stand.

Schon im Januar 1638 brach er gegen den Strom auf; er eroberte Säckingen, Lauffenburg und Waldshut und belagerte Rheinfelden. Die kaiserlichen Generäle Savelli und Johan von Werth entsetzten zwar die Stadt, aber drei Tage später wurden sie von Herzog Bernhard überfallen und entscheidend geschlagen. Beide kaiserliche Generäle wurden nebst 3000 Mann gefangen genommen, Rheinfelden, Neuenburg und Freiburg mußten sich ergeben, Breisach wurde umzingelt. Während der kaiserliche General von Götz sich zum Entsatz näherte, griff ihn Herzog Bernhard an und schlug ihn am 30. Juli bei Wittenweiher. Danach besiegte Bernhard den Herzog von Lothringen am 5. Oktober bei Thann in Sundgau und nötigte wenige Tage darauf den General von Götz abermals zum Rückzuge. Nach einer Belagerung von vier Monaten ergab sich Breisach am 7. Dezember 1638. Herzog Bernhard hatte die Kapitulation in seinem eigenen Namen abgeschlossen und ließ sich als dem alleinigen Herrn huldigen. Er fühlte sich nur noch als deutscher Fürst, nicht mehr als Offizier der Schweden oder Franzosen. Richelieu ließ kein Mittel unversucht, die Festung Breisach in französische Hände zu bringen; er trug sogar dem Herzog die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon an. Aber Bernhard von Weimar verwahrte seine Festungen nach besten Kräften, besetzte sie nur mit deutschen Soldaten und zeigte sich einer Vermählung mit der verwitweten Landgräfin Amalie von Hessen geneigt, mit deren Hilfe er zu einer Macht zwischen dem Kaiser und dessen Feinden, damit aber in die Lage des großen Friedensstifters im verwüsteten Deutschen Reich hätte kommen können. Nach der Einnahme von Landskron im Sundgau, Pontalier und Schloß Joux in Hochburgund, war er eben im Begriff zu heiraten und über den Rhein nach Bayern vorzudringen, als ihn der Tod ereilte. **Er starb im frühen Alter von 35 Jahren zu Neuenburg am Rhein, am 18. Juli 1639,** nach seiner eigenen und anderer Meinung an Vergiftung durch seinen angeblich von Frankreich bestochenen Arzt Blandini, ein Verdacht, der freilich niemals nachgewiesen werden konnte.

Herzog Bernhard hatte verordnet, daß die von ihm eroberten Länder bei dem Deutschen Reich verbleiben sollten und den Wunsch ausgedrückt, seine Brüder möchten sie übernehmen und sich dazu vorläufig unter schwedischen Schutz begeben. Richelieu wartete diesen Entschluß der Brüder nicht ab, sondern gewann die Anführer und Kommandanten drurch Bestechung und mit ihnen die Truppen und Festungen. Vergeblich bemühte sich Herzog Wilhelm von Weimar das Elsaß für Deutschland zu retten, das damals wie gestern verloren ging.

Soviel über die äußeren Schicksale in dem buntbewegten Leben des jungen Herzogs. Der Chronist sagt ihm nach, daß er stets verstanden habe, mit den religiösen Interessen die eigenen zu verbinden, und daß oft jene vor diesen zum Schaden der allgemeinen Sache zurücktreten mußten. Trotzdem habe sich in ihm innige Frömmigkeit mit einem höchst lebendigen reichsfürstlichen und nationalem Pflichtgefühl verbunden. Sein Feldherrentalent gehört zu den größten der deutschen Geschichte seine Truppen hingen in abgöttischer Liebe an ihm, ihre Gemeinschaft zerbrach, als der Herzog sein frühes Ende gefunden hatte.

Viele haben sein allzu vorzeitiges Hinscheiden beklagt. „Sein Todestag", schrieb der berühmte Niederländer Hugo Grotius, „war auch für Deutschland der unglücklichste Tag. In ihm hat Deutschland seine Zierde und seine letzte Hoffnung verloren, fast den einzigen, der des Namens eines deutschen Fürsten würdig war." Und in einem zeitgenössischen Lied heißt es:

„Merk auf, die werte Christenheit:
Groß Not tut mich bezwingen,
in Trübsal und in Traurigkeit
ein Klagelied zu singen,
weil durch den Tod der liebe Gott
hat wieder hingenommen
Herzog Bernhard, der uns zum Trost
in diese Welt war kommen."

Sechzehn Jahr nach seinem Tode überführt man Bernhards Leiche in die Heimat. In der Weimarer Stadtkirche hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die letzten Stunden vor dem Sieg.

Wie wir die Eiger-Nordwand bezwangen.

Zum einjährigen Gedenktag des Triumphes deutscher Bergsteiger.

Vom 21. bis 24. Juli vorigen Jahres überwanden unter ungeheuren Strapazen vier deutsche Bergsteiger, zwei Österreicher (Kaspanek und Harrer) und zwei Münchener, (Heckmair und Vörg) die gewaltige Nordwand des Eigers und lösten damit eines der letzten großen alpinistischen Probleme Europas. Acht tapfere Kameraden waren vor ihnen diesem Berg und seiner ungeheuren Wand zum Opfer gefallen, ihnen erst gelang in aufopfernder Kameradschaft die Durchsteigung dieser für unbegehbar gehaltenen Route.

Zur Erinnerung an diese großartige alpinistische Leistung bringer wir im Nachfolgenden aus dem Buche „Um die Eiger-Nordwand" (Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. München, Preis 5,40 RM) die Schilderung der letzten Stunden vor dem Ziel, wie sie Andreas Heckmair dramatisch und lebensecht gegeben hat. Er und seine drei anderen Kameraden sind die Verfasser dieses Buches, das in Wort und Bild den Kampf um die Eigernordwand in seinen Phasen behandelt.

Der Schneefall selbst, der ununterbrochen herabkam, störte uns nicht. Nur wenn er in großen Flocken kam, wußten wir, jetzt ist's wärmer geworden, die Lawine kommt etwas später, dafür aber mit um so größerer Wucht.

Jetzt eben schneite es naß und schwer. Lange war es auch schon her, seit die Lawine da war. Darum schnell auf den Überhang hinauf. Gemein — das Eis war nicht mehr so dick! Es hielten keine Haken mehr! Nach dem zweiten Schlag fielen sie hohl durch oder verbogen sich im Fels. Am Überhang selbst konnte ich mit den Steigeisen nur noch übereinandertreten, weil das Alteis nur noch ein schmaler Streifen war und das neue Eis viel zu hart, blank und zu dünn den Fels überzog. Plötzlich rutschte mir der Haken ab und gleichzeitig auch der Pickel.

Da gab es kein Halten mehr.

„Wiggerl, Achtung!" — und schon ging's dahin.

Wiggerl war da. Er zog soviel Seil ein als nur möglich. Ich kam aber direkt auf ihn zu, so daß er das Seil losließ und mich mit den Händen abfing. Dabei drang ihm einer meiner Zacken in den Handballen. Die Wucht war so groß, daß es auch ihn aus dem Stand warf. In diesem Bruchteil einer Sekunde erwischte er nochmals mein Seil. Das gab mir einen Ruck und ich stand. Zwar ohne Stufe, aber fest mit allen zwölf Zacken im Eis. Wiggerl neben mir ebenso. Ein Schritt, und wir waren wieder im Stand. Die Haken hatte es natürlich herausgerissen.

Ich schlug gleich wieder neue. Indessen hatte Wiggerl den Fäustling von der Hand gezogen. Das Blut spritzte nur so heraus, aber ganz dunkel, das konnte keine Schlagader sein. Ein Blick auf die Wand: „Nein, Gott sei Dank, eine Lawine kommt jetzt gerade nicht!" Den Rucksack ab, das Verbandzeug heraus und eingebunden.

„Wird dir schlecht?" Er war ganz grün.

„Ich weiß nicht", meint er.

Ich stellte mich gleich so, daß er auf keinen Fall stürzen konnte.

„Reiß dich zusammen, jetzt gilt es alles!"

Da kam mir im Medizinbeutel gerade ein Fläscherl Herztropfen in die Finger, die mir die besorgte Frau Doktor aus Grindelwald für alle Fälle mitgegeben hatte. Es stand etwas darauf von 10 Tropfen — — —. Ich schütte aber gleich die Hälfte davon Wiggerl in den Mund. Die andere Hälfte trank ich selber aus. Ein paar Traubenzucker nachgeschoben, und wir waren wiederhergestellt! Von der Lawine war noch nichts zu sehen.

„Du — ich pack den Überhang gleich wieder an!"

„Fall mir aber bitte net nochmal nauf", meinte Wiggerl leise lachend mit ganz schwacher Stimme.

Ich reiße mich zusammen und geh mit voller Sicherheit über die schwere Stelle. Haken bringe ich keinen an. Fast 30 Meter — das ganze Seil — muß ich ausgehen, bis wenigstens einer der kleinen Felshaken sitzt. Da kommt sie schon — die Lawine. Ein gütiges Geschick hat sie solange zurückgehalten. Jetzt aber bricht sie wirklich gewaltig herein. Mich kann sie nicht mehr treffen, da die Rinne seitlich herausgeht. Aber Fritz und Heini bekommen die ganze Wucht ab. Auch Wiggerl kann sich nicht beklagen, daß er zu wenig abbekommt. Die anderen schützen sich, indem sie die Rucksäcke über die Köpfe ziehen und im übrigen auf

Männer

Wir brauchen Männer, die Sturm im Blut
Und im Herzen den Himmel tragen,
Die aus den Zeiten stürzender Flut
Wie eherne Pfeiler ragen.
Die in des Tages hämmernder Pflicht
Die Erde hüten und bauen,
Und in des Himmels goldenem Licht
In feiernden Stunden schauen.
Die Frauenliebe mit keuscher Brust
Und schimmernder Reinheit ehren,
Und aller Weichheit und girrender Lust
Lächelnd den Rücken kehren.
Die mit der Mannheit dröhnendem Erz
Gepanzert ins Leben blicken,
Die Knie vor Gott, doch nie das Herz
Und den Nacken vor Menschen bücken.

Fritz Wolke.

Lena Christ:

Abschied von der Kindheit.

Dem in der „Kleinen Bücherei" des Albert Langen / Georg Müller Verlages, München, erschienenen Bändchen „Aus meiner Kindheit von Lena Christ, der bekanntesten Dichterin aus bayrischem Stamme, entnehmen wir die nachstehende Episode:

Während ich also sorglos dahinlebte, geliebt von den Großeltern, getadelt von Lehrer und Pfarrer, gefürchtet von jenen Kameraden, die mich einmal in meiner Wildheit verspürt hatten, gesucht von denen, die meine Streiche verstanden und dazu halfen, kam eines Tages die Nachricht, daß die Mutter in München geheiratet hatte. Ich war nämlich eine Halbwaise, denn mein Vater war, als ich kaum zwei Jahre alt war, auf der Reise nach Amerika mit dem Dampfer „Cimbria" untergegangen.

Bald nach der Hochzeit meiner Mutter kam an einem Sonntagvormittag ein Brief. Die Großeltern saßen gerade mit der Nanni bei der Vesper, während ich hinter dem Rücken der Großmutter einen Riß in meinem Sonntagsgewand mit ein paar Klusen zusammensteckte.

Auf einmal schlägt der Großvater mit der Faust auf den Tisch und springt auf: „Ja, hast jatz so was scho derlebt!"

Erschreckt fragt die Großmutter: „Was hast denn, Vata? Is leicht gar ebbas passiert bei der Lena z'Münka drin?"

„Naa, aber's Lenei sollt i eahna bringa; sie verlangt's!"

„Was!" schrie ich und sprang auf. „I in d'Stadt! Naa, naa, dees tua i net!"

„Stad bist, du hast gar nix z'redn!" fuhr mich da die Nanni an. „Froh sollst sein, daß d'eini derfst in d'Stadt, wo's d'was Feins werdn kunnst!"

„Ja mei", meinte die Großmutter, „gar so leicht is net. D'Leut han oamal z'schlecht in der Stadt, und a Kind is glei verdorbn."

Während nun die Großmutter und die Nanni noch lange hin und her berieten, hatte sich der Großvater nachdenklich auf das Kanapee gesetzt und stand jetzt mit den Worten auf: „In Gott's Nam', müaß ma' s'halt hergebn."

(Schluß auf der Rückseite.)

die wackeren Eishaken vertrauen. Ich beobachte die Stärke der Lawine, und wenn sie ganz dicht kommt, rufe ich: „Jetzt, jetzt — — — aushalten! — — Jetzt kommt's ganz dick!"

Da bekomme auch ich wieder eine hinauf, daß ich mit dem Kopf an die Wand schlage. Ein paar Augenblicke, und ich bin wiedr frei. Auf die Kameraden prasselt's noch immer herunter. Die Lahn will kein Ende nehmen.

Das war der nasse Schnee und die lange Pause.

„Jetzt wird's leicht — — nein — — Achtung! — — Achtung!!" Da kam der Hauptschub. Von dem bekam ich auch wieder etwas ab.

„Es dauert nicht mehr lang, aushalten — aushalten!!"

Scheinbar nach unendlicher Zeit für uns hörte es auf.

Wiggerl kam rauf, die anderen rückten nach, und ich konnte weiter. Au weh, mein Knöchel, den hat's mir beim Sturz verbogen. Gebrochen kann er nicht sein, sonst hätte ich mehr davon gespürt. Alles andere gilt nicht, auch wenn's weh tut!

Die Rinne wurde flacher. Die Sicherungsmöglichkeit jedoch immer noch geringer. Da oben mußte das Ende sein. Vom Westgrat hörten wir auf einmal deutliche Rufe.

„Nicht antworten", ging es bei uns von Mund zu Mund. Sofort erfaßten wir, daß da jemand ist, der uns Hilfe bringen will, und jeder Laut hätte zu einem Mißverständnis geführt.

Zu sehr sind wir mit diesen Dingen vertraut. Erst kommt ein einzelner, sieht nach, und wenn er etwas hört, wird der ganze Rettungsapparat in Bewegung gesetzt. Bei den Riesenausmaßen dieses Berges hätte es Stunden gedauert, bis er wieder unten und die Rettungskolonne oben ist.

Einstweilen kommen wir selbst heraus. Zwar hat jeder schon etwas abbekommen, aber kampfunfähig sind wir noch lange nicht.

Doch freute uns dieses Anzeichen, daß sich jemand um uns kümmerte (wir wußten ja nicht, daß die halbe Welt am Radio hing und alles, was gesehen werden konnte, übertragen wurde). Als Bergsteiger aber respektierten wir die Leistung und den Einsatz eines Schweizer Bergführers, bei diesem Sturm da heraufzukommen und uns Hilfe bringen zu wollen.

Bald darauf hatten wir den Ausstieg aus der Rinne erreicht. Es war 12 Uhr mittags. Bis der letzte heraus war, wurde es 1 Uhr. Wir waren noch lange nicht oben. Ein steiles Eisfeld, in dem wir die letzten Haken brauchten, führte empor. Lustig schneite es dauernd weiter und zwar immer dichter und dichter. Die Lawinen sausten nun ununterbrochen die Wand hinunter. Uns aber konnten sie nichts mehr anhaben.

Je höher wir kamen, um so mehr nahm der Sturm zu. Auf eine Seillänge hin konnte man sich längst nicht mehr verständigen. Das ganze Überzugsgewand vereiste so, daß man die Bewegungen nur noch ruckartig ausführen konnte. Die Steigeisenriemen fingen an, einzuschneiden und die Füße wurden gefühllos.

Aber wir sind heraus aus der Wand, und jetzt kommen wir durch, kann's gehen wie es will. Es liegt nur noch an uns. Die Gefahr des Berges haben wir überwunden, und der Sturm darf uns auch nicht mehr umbringen!

Trotzdem — angenehm war es nicht und beinahe wären wir noch über die Gratwächte abgestürzt.

Der Grat ist in seinem obersten Stück fast waagerecht. In dem düsteren Nebel aber glaubte ich, er steigt noch steil empor. In Serpentinen hatten wir den Schneehang, der jedoch durch den Wind blankgefegt war, genommen. Eben machte ich wieder eine Kehre, und beim nächsten Schritt stand ich draußen auf der Wächte. Wiggerl einige Meter hinter mir ebenso.

Plötzlich brüllte er: „Halt! Zurück! Da unten sind ja Felsen!" Ganz schwach schimmerten ziemlich steil unter uns die Konturen der Felsen herauf, aber auf der Südseite des Berges.

Das wäre doch ein Pech gewesen, auf der Nordseite durchzukommen und über die Südseite hinabzustürzen, weil man den Gipfel übersehen hat!

Um ¾4 Uhr war der Gipfel erreicht.

Eigentlich hatten wir uns die Freude, endlich auf dem Gipfel zu stehen, viel größer vorgestellt. Wir hatten uns vorgenommen, Kopfstände zu machen und Purzelbäume zu schlagen. Aber jetzt spürte keiner die geringste Lust dazu. Im Sturm ging alles unter. Die Hände drückten wir uns, das Eis kratzten wir uns von den Augenbrauen ab, damit wir überhaupt sehen konnten, und sofort begaben wir uns an den Abstieg an der Westseite, — direkt dem Sturm entgegen!

Der güldene Ring

Der Herberg' mancher Gilden, der Burschen Burg
und Ruh',
Der wanderte spät abends ein Korps Gesellen zu.
Der Drang war groß, die Tür war klein
Und jeder will der Erste sein
Im Haus.

Der Herbergsvater guckt hinaus
Und spricht den Gruß: „Woher zu wandern?
Könnt ihr nicht alle Mann der Erste sein,
So sei es einer nach dem andern.
Wie's Handwerk folgt, so sprechet ein!"

Nun will erst recht ein jeder Erster sein!
Der Schuster spricht: „Wenn ich nicht wär',
Wo kämen Stiefel zum Wandern her?"
„Vom Leder!" fiel der Gerber ein. —
„Nein, von der Haut!" schlug Metzger drein.
„Was Stiefel! backe ich kein Brot,
So seid ihr auch in Stiefeln tot."
„Und mahl' ich nicht, so bäckst du Stroh;
Dann, mein' ich, wär' es auch noch so."

„Und schmied ich keinen Pflug,
So mahlt der Müller Wind;
Dann sind wir just so klug." —
„Klug hin, klug her — der Maurer muß voraus!
Wo wär' die Herberg' her, bau' ich kein Haus!"

„Wie aber, Bruder, willst ins Haus hinein,
Bringt nicht der Schlosser erst den Schlüssel 'rein?"
„Pah, ohne Schlüssel bau ich erst' und letztes Haus!"
Fuhr, wie sein Hobelspan, der Schreiner 'raus.
Und, Bruder, hast dein letztes fertig du,
Dann komm' ich, Nagelschmied, und schließe zu!"
Allein ganz fix, nähnadelfein
Bügelt der Schneider hinterdrein:
„Ist Leut' begraben eine Kunst?
Nein, Leute machen, das ist ein'"

Du machst doch keine, kleiner Schneider?"
„Nein, ich nicht, aber meine Kleider."
Mit Gunst!
Der kleine Schneider war hinein.
Doch fest, als tät' er einen Balken fassen,
So griff der lange Zimmermann' mal aus:
„Für'n Schneider hab' ich just das Loch gelassen.
Kopf weg!" und warf den Schneider wieder 'naus.
„Sacht, Kinder, immer sacht!"
Ruft Herbergsvater steuernd jetzt hinaus:
„Den Fehler hier hab' ich gemacht!"
Und hebt die Türe samt der Angel aus:
„So wahr mein Haus hier steht in Gottes Hand
Und ist zum Güldnen Ringe zubenannt,
So sollet ihr herein mitsammen wandern;
Habt ihr doch Wert erst einer durch den andern!
Denn alle Gilden sind ein güldner Kranz,
Drin jedes Blatt hat seinen Wert und Glanz.
Jedwedes Reis, wo es auch Platz genommen,
Zum güldnen Ringe ist es gleich willkommen;
Drum kommt mir alle Mann zugleich herein,
Soll keiner Erster oder Letzter sein.

Christian Friedrich Scherenberg

„Römische Wölfin" bekam Drillinge!

Freudiges Ereignis auf dem Capitol in Rom.

Die „Lupa Romana", die Römische Wölfin, das uralte Stadtwahrzeichen der Ewigen Stadt, hat der Welt eine Überraschung bereitet. Ungeachtet ihrer eigentlich nur symbolischen Existenz hat sie ganz reale, lebendige Junge bekommen. Drei niedliche dicke Wölfchen, die lupetti zeigen an, daß die Römische Wölfin, die nach der Sage die Stadtgründer Romulus und Remus groß säugte, auch noch heute junge Ableger ihrer Kraft hervorbringt. Sollten die Tierchen etwa die neuen kolonialen Reiche darstellen, die das Ewige Rom in den letzten Jahren und Jahrzehnten „gemacht" hat (auch die Wölfin und sogar die Menschenmutter „macht" Kinder — nach dem italienischen volkstümlichen Sprachgebrauch). Vielleicht werden die drei Sprößlinge der alten Römerwölfin dann auch Libia, Abessinia und Albania genannt werden!

Wer in Rom die große breite Treppe zum Capitol hinaufsteigt, wo die marmorenen Dioskuren mit dem spitzen Eihut stehen und Kaiser Mark Aurel bedächtig-pilosophisch auf goldenem Pferde reitet, der warf schon immer einen Blick auf die beiden Käfige mit den symbolischen Tieren, die an dem grünen Abhang gehalten werden — auf den römischen Adler und die römische Wölfin. Sie langweilen sich sehr die armen Tiere, denn sie waren ein zu ungleiches Paar, um sich gegenseitige Zerstreuung zu verschaffen. Nun hat die Wölfin ihre Kinder, mit denen sie spielen kann. Der Adler wird vor Neid ergrimmen.

Vorläufig ist es nett, die Wölfin zu beobachten, wenn ihr die Jungen gebracht werden. Sie strebt ihnen mit wachsamem, intensiv klugem Blick im Käfig entgegen, genau wie die prachtvolle, berühmte bronzene Wölfin etruskischer Arbeit, die nur wenige Schritte von ihr entfernt, im Palast der Konservatoren auf dem Capitol ein nun bereits zweieinhalb Jahrtausende altes Dasein führt. Auch dort verblüfft den Beschauer der wachsame, kluge, fast drohende Blick des Tieres. Die beiden Zwillinge Romulus und Remus hat man dem alten Kunstwerk allerdings erst in der Spät-Renaissance beigefügt. Man errichtete damals das Denkmal zur Erinnerung an die sagenhaften „Gründer Roms", die von Mars und der Königstochter und Priesterin Rea Sylvia abstammten, dann ausgesetzt, von der Wölfin genährt und vom Hirten Faustulus gefunden und aufgezogen wurden. Jetzt sind es also nicht mehr menschliche Zwillinge, sondern wölfische Drillinge, die Roms Wappentier zu betreuen hat. Was hat das zu bedeuten? — fragen die Römer. „Wolfszeit ist nah!"

Wer weiß denn hier nur, wo er geht und steht,
Ob unter ihm sich nicht der Boden bläht?

Goethe: Faust II.

Auflösung des Rätsels aus des Knaben Wunderhorn

in unserer letzten Ausgabe:

18 Konsonanten (Mitlaute) und 5 Vokale (Selbstlaute).

Dabei blieb es auch, und mir half weder Toben noch Bitten noch Schmeicheln etwas.

Also kam die Nähterin auf die Stör, nud ich wurde mit Stoffen behängt und mit Nadeln besteckt, und mußte den ganzen Tag stillstehen.

Und als der Morgen der Abreise gekommen war, badete mich die Großmutter und zog mir, nachdem der Großvater mit zufriednem Schmunzeln meinen Rücken und das rundliche Bäuchlein befühlt nud beklopft hatte, ein neues Hemd und die ersten Unterhosen an. Als ich in den Spiegel sah, ärgerte mich der hintere Hemdzipfel, der nicht in der Hose bleiben wollte, sondern wie ein Hennenschwanz starr und steif herausstand. Doch verschwand er bald unter einem roten Flanellröcklein, worüber ein grünes Bareschkleid kam, das mir bis auf die Fersen ging, und dessen Spenzer mit bunten Glasknöpfen besetzt war. Am Ende band mir die Großmutter noch ein himmelblaues Fürta (Schürze) und eine gestickte Halsbarbe um und steckte in das in zwei Zöpfen aufgemachte Haar einen silbernen Pfeil. Darauf wickelte sie mir den Gesundheitskuchen, den sie noch gebacken hatte, in ein buntes Tuch; der Großvater aber brachte einen Kletzenweck (Früchtebrot) vom Bäcker und legte ihn in das Körblein zu Schmalznudeln und Zwiefiäpfeln, die die Nanni geschickt hatte.

Als mir der große schwarze Strohhut mit den roten Blumen und den karierten Bändern aufgesetzt worden war, nahm ich Abschied, wobei die Großmutter recht weinte. Auf dem Wege zum Postwagen sagte ich noch dem ganzen Dorf „Pfüat Gott".

Unterwegs während der Fahrt gab mir der Großvater noch viele Ratschläge und sagte: „Dirnei, jatz muast a recht a g'scheits und recht a richtiges Madl werdn [illegible] muaßt dein neu'n Vatan recht mögn und der Muatta recht schö folgn. Muast aa recht g'schickt sei und überall zuawi springa, wo's was z'arbatn gibt. Jatz derf ma nimma Kuchei sagn, jatz hoaßts Küch, und statt der Stubn sagt ma Zimmer und statt'n Flöz sagt ma Hausgang. Und Kihrwisch sagt ma aa nimma, sondern Kehrbesen."

Da versprach ich ihm, recht Obacht zu geben nud brav zu bleiben.

Am Ostbahnhof stand schon meine Mutter und empfing uns mit großer Freude. Ich reichte ihr die Hand und sagte, der eben erhaltenen Lehren eingedenk, möglich nach der Schrift: „Gruß Gott, Mutter!"

„Schau, schau, wie gebildet die Leni schon wordn ist! Da wird aber der Vater viel Freud habn, wenn er so ein g'scheits und vornehmes Töchterl kriegt." Mit diesen Worten zog sie mich rasch an sich und führte mich an der Hand, während der Großvater sich hinter uns immer mit seinem Schneuztüchl zu schaffen machte.

Wir stiegen in eine Pferdebahn, und während sich die Mutter mit dem Großvater unterhielt, sah ich unverwandt durchs Fenster und starrte die hohen Häuser und Kirchen an und staunte über die kurzen Röcke und Hosen der Kinder, die gerade aus einer Schule kamen. Am Marienplatz, wo wir aussteigen mußten, denn damals führte noch keine Pferdebahn nach Schwabing, vergaß ich beim Anblick des Fischbrunnens plötzlich meine ganze gerühmte Bildung und schrie, indem ich eilig darauf zulief:

„Großvatta, schaug hera, wia dee Fisch 's Mäu aufreißn!"

Entsetzt wandte meine Mutter sich ab, während mein Großvater mich am Ärmel ergriff und mir zuflüsterte: „Bscht, sei stad, Dirnei! Mäu derf ma ja jatz nimma sagn, Mund hoaßt's do jatz!"

Und damit nahm er mich bei der Hand und zog mich weiter. Doch vor der Residenz gab es einen neuen Zwischenfall. Dort zog eben die Wache auf, und ich rief beim Anblick der im Paradeschritt aufmarschierenden Soldaten: „Ah, Muatta, Vata, dee schaugts o! Dee gengan ja grad wia meine hülzern' Mandln, dee wo . . ."

„Um Gottes willen, Leni", fiel mir die Mutter ins Wort, „sei doch still! Das is ja Majeschtätsbeleidigung!"

Während ich noch über dies letzte Wort nachdachte, zogen sie mich schon durch die Ludwigstraße, und stillschweigend trottete ich nun nebenher, bis wir nahe dem Siegestor in eine Seitenstraße einbogen.

Vor einem hohen Hause, auf dessen rötlicher Fassade mit großen Buchstaben das Wort „Restaurant" geschrieben stand, machten wir halt. Unter dem Tore stand schon mein neuer Vater und empfing uns mit herzlichen und guten Worten. Wir traten durch den Hausgang in einen kleinen Garten, von dem aus eine Tür in die Küche führte. Nachdem uns die Mutter dort an einen kleinen Tisch gesetzt hatte, lief sie schnell in die Wohnung und zog sich um; denn es war Mittag, und die Köchin begann schon zu jammern, weil sie bei der großen Zahl der Gäste mit dem Anrichten allein nicht fertig zu werden vermochte. Die Gastwirtschaft, die der Stiefvater schon vor der Hochzeit übernommen hatte, war nämlich damals wegen der guten Küche von den Studenten sehr besucht. Mit offenem Munde sah ich nun dem Trubel im Gastzimmer und in der Küche zu und getraute mir mit dem Großvater kaum ein Wort zu reden vor Angst, die Mutter in ihrer aufgeregten Geschäftigkeit zu stören. Als es etwas ruhiger geworden war und die meisten Gäste fort waren, bekamen auch wir zu essen und gingen danach in die Gaststube zum Vater, der den Großvater nach vielem fragte: was die Großmutter mache, wie es mit dem Vieh gehe, wie es mit der Arbeit daheim sei und auch, was ich bisher getrieben. Da gab ihm der Großvater über alles Antwort.

Am Abend gingen wir zeitig ins Bett, und man führte mich in ein kleines Kammerl, in dem nur ein Bett und ein Stuhl stand; denn meine Eltern besaßen damals nur das Allernötigste. Mein Großvater teilte das Bett mit mir und gab mir noch viele Ermahnungen, bis ich endlich in seinem Arm einschlief.

Andern Tags reiste er wieder heim, und ich mußte nun alles ländliche Wesen ablegen. Zuerst bekam ich ebenfalls kurze, städtische Kleider, und dann wurden mir meine schönen, langen Haare abgeschnitten, weil ich Läus' hätte, wie die Mutter sagte. Auch lernte ich jetzt arbeiten. In der Wirtschaft mußte ich kleine Dienste tun: Brot und Semmeln für die Gäste in kleine Körbchen zählen, den Schanktisch in Ordnung halten, Sachen einholen und manchmal auch den Kegelbuben ersetzen.

Meine Mutter war damals eine sehr schöne Frau und sprach immer sehr gewählt; denn sie war jahrelang Köchin in adligen Häusern gewesen. Darum schalt sie nun täglich über meine bäuerische Sprache, wodurch sie mich so einschüchterte, daß ich oft den ganzen Tag kein Wort zu sagen wagte. Auch in der Schule spotteten mich die Kinder aus und nannten mich nur den Dotschen oder die Gscherte. So dachte ich oft des Nachts, wenn ich allein in meiner Kammer war, denn bei Tag hatte ich nicht viel Zeit zum Nachdenken, mit Sehnsucht zurück an das Leben bei meinen Großeltern und erzählte unserer großen Katze, die ich mit ins Bett nahm, mein Unglück.